

Der Sprecher des Menschengeschlechts.

III.

In seiner Art war Cloots ein Entourzelter in zwielfacher Hinsicht: der linksrheinische Breuche hatte ein eigentliches Vaterland von Geburt an nie gekannt und war deshalb besonders berufen, für die Internationale der befreiten Völker das Banner zu schwenken, der heilige Adlige, in dessen Adern das Blut niederländischer Handelsherren fließt und der sich in den Kreisen des Pariser Literaturzigeunertums umtrieb, stand auch nicht fest auf dem Boden einer Klasse. Dazu kam, daß er weit mehr ein Dichter, Seher und Schwärmer, als ein kaltschlüssiger und harthärtender Politiker war, wenn er auch zuzeiten durch eine Art Eingebung Dinge und Verordnungen überaus richtig beurteilte: so kam es, daß er, im Grunde individualistischer Anarchist, heute seine Weine unter den Tisch der Familie Roland steckte, morgen Robespierre gegen die Gironden unterstützte und schließlich der Höbertisten bitteres Los schuldete.

Aber mochten ihn seine Feinde auch schmähen, er sei bald Feuilleton, bald Cordelier, den unwiderstehlichen Idealen der Volksherrschaft und der Menschheitsverbrüderung blieb er unerschütterlich treu. Immer wieder hatte er — und war deshalb schon mit dem Ruch der Väterlichkeit beladen — vor der drohenden Flucht des Königs gewarnt. Als das Ereignis wirklich eintrat, durfte er einen grausamen Triumph feiern. Aber sofort raffte er sich auf und seine Stimme ertönte als Sturmglocke des Republikanismus. „Demokratisches Königtum“, erklärte er, „ist ein Lügling. Entweder verdinglichst uns der König oder wir verdinglichen den König“, und mit beiden Händen wußte er die Petition unterzeichnen, die vom Parlament die Absetzung Ludwigs heifste. Aber da die Flucht der königlichen Familie die Volksmassen allenthalben tief aufgewühlt hatte und selbst die Jakobiner, aus Furcht vor nachhaltigen Störungen der heiligen bourgeoisen Ordnung, sich wieder dem Volkstönigtum zuwandten, ließ sich auch Cloots einfangen — mit der Feder habe er zwar dagegen gekämpft, doch mit dem Säbel wolle er es verteidigen. Inzwischen ernannte ihn der Konvent mit Klopstock, Pestalozzi, Campe, Schiller, Brissien und Payne zum Ehrenbürger Frankreichs und die Wahlkreise der Dife und der Saône und Loire entlaubten ihn als Abgeordneten in die Nationalversammlung. Hier war ihm entschieden wohlher zu Rat, als er für die Hinrichtung Ludwig Capets stimmen durfte. Mit gutem Gewissen tat er's und rühmte sich dessen später gerne.

Seinem Souverän, der Menschheit, zuliebe, kündigte Cloots eben allen Tyrannen unerbittliche Fehde an. Zwar war für ihn das Eigentum so ewig wie die Gesellschaft, aber er sah einen Zustand ununterbrochener Mildtätigkeit voraus, wenn die Völker erst einmal befreit und im Reichen des Weltfriedens vereint wären. Jede soziale Frage löste sich dann ganz von selber. „Wir haben“, erklärte er in seiner großen Prinzipienrede im Konvent, „viele Arme, weil wir viele Grenzen und viele Soldaten haben. Ein Pfund Brot oder Fleisch, das in einem Truppenlager verzehrt wird, legt den Verlust von zehn Pfund Brot oder Fleisch voraus. Der allgemeine Friede wird einen ständigen Ausgleich zwischen Verbrauch und Verbrauchern, zwischen Arbeit und Arbeitern aufrecht erhalten. Kein Beamter wird weniger zu tun haben als der Minister des Innern. Die Nationalgüter werden verkauft sein und jeder Privatmann bewirtschaftet sein eigenes Besitztum. Wir können dann sogar die Mehrzahl der Ausschüsse und alle Minister unterdrücken, und eines Tages wird uns unsere Organisation, vervollkommen durch die allgemeine Vereinigung, der Notwendigkeit entheben, das zu haben, was man eine Regierung nennt.“ Seinen Menschheitsverbrüderungszielen ergeben, betrachtete er sich denn nach seiner Wahl in den Konvent nicht als den Beauftragten des Dife-Departements, auch nicht als den dreieinachtzig Departements oder sechsundzwanzig Kantone von Frankreich, sondern als den Mandatar von fünfundsiebenzig Millionen Individuen, denen sich bald eine Milliarde Brüder anschließen werde und, in den Ausdehnung zur Vorbereitung einer Verfassung gewählt, beantragte er sofort, als Grundzüge festzulegen, daß die Menschen aller Länder Brüder sind, und daß sie untereinander wie Bürger ein und desselben Staates sich verhalten müssen. Aus solchen Worten ergab sich die Folgerung von selbst. Als die feudalen Mächte Osteuropas sich zum Kreuzzug gegen die französische Republik anschickten und in den Reichen des Jakobinerflusses die Ansichten auseinandergingen, ob der Krieg der Revolution, ob der Gegenrevolution dienlich sein werde, legte sich Cloots unbedingt für den

Krieg ins Zeug. Weil er den Frieden wollte, forderte er den Krieg, denn der Krieg war ihm nichts als die bewaffnete Propaganda für die Weltrepublik, und effiatlich sah er schon voraus, wie die Völker der Erde beim Nahen der Revolutionsheere ihre Fesseln zerbrächen. Wie sich manchmal, ihm selber unbewußt, unter seinen blühenden Ideologien dürre Interessen verbargen — wenn er etwa davon schwärmte, daß Frankreich die Ketten sprengen müsse, die Cromwell dem Handel beider Hemisphären angelegt habe — so wies er auch hier auf Ziele und Mittel des Krieges hin, die später überlegene Politiker wie Danton und Cambon durchführten und anwandten: Jenein nahm Cloots die Lösung der natürlichen Grenzen Frankreichs bis Rhein und Alpen, diesem die Deckung der Kriegskosten durch Uebererschwendung der eroberten Gebiete mit Assignaten vorweg. Auch zum Aufgebot der Massen rief er, lange ehe Carnot den Gedanken in Wirklichkeit umsetzte: „Ein Volk, das sich in Waffen erhebt, bringt die besten disziplinierten Truppen in Verwirrung. Jean Jacques Rousseau sagte den polnischen Aristokraten: Macht eure Städte beritten und ihr werdet die Russen zerschmettern! Ich sage den französischen Demokraten: Bringt Frankreich auf die Weine und ihr rettet das Menschengeschlecht.“ Als dann einmal die Kanonen die Propaganda der Menschenrechte übernommen hatten, wußte er, um der Zukunft des Menschengeschlechts willen, um keinen Preis einen faulen und halben Frieden und kam dabei jenen Staatsmännern der Republik sehr ins Gehege, die bald mit London, bald mit Berlin, bald mit Wien einen Sonderfrieden abzuschließen strebten.

Wichtigster noch wurde Cloots durch seine antireligiöse Wirksamkeit. Eine Zeitlang predigte er den Mittern und ihren Kindern in den Salons den universalistischen Monismus, darsuend, wie Menschen, Tiere und Pflanzen einund dieselbe Materie bildeten und wie der Tod nichts anderes sei, als ein steter Umbildungsprozeß. Als ihn der Konvent in den Unterrichtsamt wählte, ging er mit Eifer daran, Frankreich zu „entchristlichen“, und bald sah er sich über diesen Bestrebungen an die Seite der Anhänger Höberts gedrängt, die in der Kommune, dem Pariser Gemeinderat, die Oberhand besaßen und hauptsächlich zwei Programmpunkte verfolgten: Athelismus und Autonomie der Gemeinden. Zusammen mit Chaumette, dem Procurator der Kommune, begab sich Cloots eines Tages zu Robespierre, dem konstitutionellen Bischof von Paris, und wußte ihn zu bewegen, feierlich vor der Nationalversammlung auf sein geistliches Amt zu verzichten und die Abzeichen seiner Würde niederzulegen. Das verweigerte Robespierre, dem die „Entchristlichung“ Frankreichs wegen der auf dem flachen Lande dadurch erzielten Erbitterung ein Grauel war, Cloots nicht, und als er die Höbertisten traf, mußte auch der Sprecher des Menschengeschlechts fallen.

Noch einmal trug ihn eine Woge Volksgunst empor bis zum Präsidentenstuhl des Jakobinerklubs, aber Robespierre erwählte die Stunde, wo er Gift und Galle gegen ihn speien konnte: er peitschte die kleinbürgerlichen Instinkte seiner Hörer auf, indem er den Ruhmnießer von hunderttausend Frank Linsen hinstellte, er stachelte ihre nationalstiftlichen Triebe, indem er den „Breuchen“, den „Fremden“ als Agenten des Auslandes verleumdete. Die Folge war der Ausschluß Cloots' aus dem Klub, und nicht lange, so stieß auch der Konvent den Ehrenbürger der französischen Republik als „Ausländer“ aus seinem Schoße aus: der für das ganze Menschengeschlecht geklagt, mußte traurig und verbittert in dem Vaterlande seiner Wahl das Toden nationalstiftlichen Wahns an eigenen Leibe verspüren. Aber er ertug es mit der Gelassenheit des edlen Weisen, und die philosophische Ruhe verließ ihn auch nicht während des Prozesses, der ihn mit den anderen Höbertisten wegen Hochverrats auf die Anklagebank brachte — sogar royalistischer Strebungen zieh man den Schwärmer für die Weltrepublik. Mit Würde entgegnete er seinem Ankläger, und als auch dem Zuhörerraum der Ruf an sein Ohr drang: „Auf die Guillotine mit dem Breuchen!“, drehte er sich gleichmütig um und bemerzte: „Reinweg auf die Guillotine! Aber Ihr werdet mir zugeben, Bürger, daß es immerhin außerordentlich ist, wenn ein Mann, der in Rom verbannt, in London gefangen und in Wien gerächt würde, in Paris unter der Republik guillotiniert wird.“ Denselben Gleichmut der Seele wahrte er, als er am 24. März 1794, dem 4. Germinal des Jahres II, zum Richtplatz gefahrt wurde, und lächelnd betrat er die Stufen des Schaffots, in den Augen einen Widerschein des wunderjam blauen Frühlingshimmels und im Herzen die tröstliche Gewißheit, daß sein Leib jetzt in den ewigen Umwandlungsprozeß der Natur eingehen werde.

Was er sich einst als Grabpruch gewünscht: „Dieser Wandale war unserer Revolution nützlich.“ ward ihm nicht zuteil, aber unter den Männern der Revolution lebt Cloots weiter, nicht als kluger

und erfolgreicher Politiker, wohl aber, was auch viel ist, als lauterer und edler Schwärmer. Und das hohe Ideal, dem er seinen Herzens nachstrebte, die Verbrüderung der Menschheit, erscheint seiner Zeit so sehr unerbittliche Notwendigkeit wie unserer Tagen, da rauchende Ströme Blutes Volk von Volk trennen. Vive le genre humain! hw.

Von der Poesie des Wanderns.

Das Wandern läßt auf den Menschen einen eigenartigen Reiz aus. Schon die bloße Aussicht der Teilnahme an einer Wanderfahrt, wärdt diese auch nur einen Tag, läßt uns frohgestimmt sein, läßt uns die täglichen Sorgen vergessen, hebt uns hinaus über all den Alltagskram. Voller Erwartung werden Vorbereitungen getroffen und ein Blick voll angänglicher Sorge geht immer wieder hinauf nach dem Himmel, ob man vielleicht ergründe, wie sich das Wetter gefallen könnte. So ein wenig „Gangen und Vangen“ gehört eben zu einer glücklichen Stunde.

Was aber wirkt nun so erhebend und was weckt diesen eigenartigen Reiz und die erwartungsfrohe Spannung in uns? Es ist die uns bevorstehende Entfesselung des Geistes und die weitere Betätigung der Sinne, die Erlösung von den alltäglichen Gewohnheiten und kleinen Sorgen, vor allem aber das Aufnehmen neuer Eindrücke, mit einem Wort: die Erweiterung unseres Gesichtskreises. Wandern bedeutet ein Erleben, eine Stärkung der Gefühle und ihre eigentliche Erweckung, eine Stählung des Geistes und der Spannkraft. Was uns begehrt, redet zu uns in der ihm eigentümlichen Sprache; was wir in Dorf, Stadt und Land sehen, wirkt auf uns und löst ein Empfinden in uns aus. Wenn wir in einem Wäde leben, wirkt durch das Buch der Dichter auf uns. Bei einer Wanderfahrt wirkt die Umwelt auf uns ein, wir erkennen die Wunderwerke der Natur und begreifen ihr unendliches Walten. Hier reden die Dinge nicht erst durch einen anderen zu uns. Geographie- und Geschichtsunterricht der Schule, aber auch die Literatur, wecken in uns das Verlangen, das kennen zu lernen, das wirklich in uns aufzunehmen, zu einem unauslöschlichen Eindruck zu machen, wovon wir gehört und gelesen, was wir uns mit lebhaften Sinnen aufgebaut haben.

Wandern und Reisen hat in unsern Tagen eine vordem nie gesehene Ausdehnung erfahren. Allerdings reisen die meisten, weil sie vermehren, eine Erholung notwendig zu haben. Sie meinen, der Erholung wegen, gehen aber nicht selten an einen Ort, von dem sie sich vorher vergewissert haben, daß sie die Zahl der betäubenden Genüsse noch steigern können. Aber auch der andere viele bringen von ihren Reisen nur wenig mit. Man höre sie nur. In einem Biergarten saßen beim Nachmittagskaffee einige Frauen, von denen eine in überlautem Tone die neben ihr sitzende Tochter anrief: „Wie lange sind wir über'n Jardasee gefahren?“ Die Antwort kam nur leise. Aber die Mutter schrie sie hinaus, daß es durch den ganzen Garten schalle. Daran nämlich kam es an: alle sollten sie es hören, alle sollten sie wissen, daß man da war. Und ein verwegener Apothekenbesitzer kannte vom Gardasee nur Salo, wo er gewohnt und von seinem mehrwöchigen Aufenthalt wußte er noch, daß man „Buona sera“ sagt, wenn man grüßt, was seiner bestimmten Meinung nach „Guten Tag“ hieß. Er kannte kein Landschaftsbild, wußte nichts von der Eigenart der Bewohner, er hatte nicht einmal den Unterschied im Pflanzenwuchs erfaßt, er konnte nur sagen, daß es dort „Ach Gott, na ja, sehr schön“ war.

Ich bin auch über den Gardasee gefahren in seiner ganzen Länge von Trient nach Riva und habe die ganze Zeit in brennender Sonne auf dem vorderen Teile des Schiffes zugebracht, habe mit meinen Augen immer wieder das überwältigende Bild umspannt und habe immer wieder auf die Berge geschaut, die aus der grünen Flut aufsteigen in das leichte, leuchtende Blau. Ich bin an jenem Ufer zurückgewandert auf der an den Bergen sich hin schlängelnden, leicht ansteigenden Straße, habe in die Simonsengärten geschaut und ihre Anlagen betrachtet, habe mir den Jued der hohen starken Mauerpfiler darin erklären lassen, habe die starken Stämme der Weindreien angefaßt und die von den Reben gebildeten hohen Laubengänge und habe die Feigenbäume bewundert, deren Frucht ich bisher nur in getrocknetem Zustande kannte. Ich habe mir ein Boot genommen, bin die Felsen entlang in die stillen Buchten gefahren, wo das Wasser schäumend von Felsen Höhe rollt, habe beobachtet, wie dieser weiße Schaum sich auflöst in dem dunklen Grün und mit ihm eins wird und habe der Wust gefaßt, die mich mit unendlichen Tönen zauberhaft umring. Ich habe aber auch im Boot den See durchgemessen in seiner Breite und habe gestofft in seinen Blüten. Dann aber kannte ich ihn, als wäre er mein eigen. Und wenn ich

Die Erweckung der Maria Carmen.

52] Von Ludwig Brinkmann.

Lodmüde kehrte ich nach Hause zurück. Während mir mein alltägliches Gericht, mein Huhn, gekocht wurde, lag ich auf dem Bette, rauchend, ausruhend.

Endlich erschien Marina mit meinem Abendbrote. Sie sah mich fragend, verwundert an.

„Was gibt es, Marina?“

„Euer Gnaden schreiben nicht.“ sagte sie fast vorwurfsvoll.

„Ja, mein Kind, die Arbeit da draußen hat mich zu müde gemacht. Ich könnte jetzt doch keinen klaren Gedanken fassen!“

„Aber das andere ist doch viel, viel wichtiger!“

„Nun, ich bin dessen nicht so ganz sicher!“

„Das Wasserwerk soll doch nur ein paar Leute frei machen; aber was Euer Gnaden da schreiben, die ganze Welt; das ist doch viel mehr, so viel größer . . .“

„Ja — aber mit dem Schreiben allein ist es auch nicht getan. Man kann da die Dinge nur vorbecken. Um sie in Wirklichkeit umzusetzen, in Millionen solcher Werke, wie ich gerade eines in den Bergen baue, dazu bedarf es tausend Jahre.“

„Also nach tausend Jahren erst werden alle Menschen gleich sein?“

„Ja, so lange dauert es sicher noch!“

„O mein Gott!“ seufzte sie.

„Geht es Dir denn so nahe, Marina?“ fragte ich.

„Gewiß doch! Ich dachte — wenn Euer Gnaden nur rajah das Buch fertig geschrieben hätten — dann, dann wäre es gleich in der ganzen Welt anders geworden —“

„Es tut mir leid, liebe Marina, daß ich Dich so enttäuschen muß; aber ich kann es auch nicht ändern! Siehst Du: so große Sachen brauchen Zeit; und die Hauptsache ist, die andern Menschen müssen das glauben, was der eine sagt. Aber daran fehlt es; alle andern denken, sie sind so viel klüger als man selbst. Ja, wären sie alle wie Du, Marina, dann wäre es schon besser um uns bestellt. Doch sag mal: gefällt Dir denn das Leben nicht auch so, wie es ist? Warum willst Du es denn anders haben?“

„Ach, ich dachte, wenn sie alle gleich sind, dann Würden Euer Gnaden . . .“

Das Mädchen unterbrach sich plötzlich.

„Nur heraus mit der Sprache, Marina! Was würde also?“

Sie sah mich mit ihren großen, schwarzen Augen ungewiß an. Dann sagte sie zögernd:

„Ich dachte nur — Euer Gnaden werden lachen, es ist auch so dumm — ich dachte, Euer Gnaden würden mich dann ebensogut wie eine andere fremdländische Dame — nun, heiraten . . .“

„Aber mein Kind, dazu ist doch schließlich noch etwas mehr nötig.“ sagte ich lächelnd.

„O wenn ich in einem großen, feinen Hause wohnen würde, wenn ich solche Kleider hätte und ein Pferd, wie die amerikanischen Damen in Oaxaca, ich sähe ebenso schön aus wie jene —“

„Da magst Du wohl recht haben, Marina! So, nun will ich aber essen, sonst wird mein Huhn kalt!“

Draußen bei den Berken gewesen und dann einen weiten Spazierritt gemacht. Mich peinigen seit gestern namenlos viele, schwere Gedanken.

Marina steht mir im Blute, darüber ist kein Zweifel. Und das quält mich aus verschiedenen Gründen, namentlich so allerlei Moralisches stört mich. Da war doch der große Cortez aus anderem Schrot und Korn; dem haben keine moralischen Geipenster den Schlaf geraubt, und er ließ seine roten, reifen Beeren asketenhaft am Baume hängen, damit sie irgendeinem indianischen Schlingel, der sich faul im Schatten seiner Zweige auf dem Rasen austreckte, von selbst vor Ueberreifer ins Maul fielen. O nein, der war nicht so!

Mein Zustand wurde mir ganz besonders bewußt, als ich auf dem einsamen Hochplateau mit dem weiten, unendlichen Ausblick nach Süden anhielt, da, wo sich dereinst mein Schloß im Walde erheben soll. Träume? — Wie nah, wie wirklich ist mir doch alles seit den letzten Tagen geworden, seit unserer denkwürdigen Unterhaltung mit Dickinson. Unserer Mine Gedeihen ist sichergestellt und damit unser Fortkommen hier im Lande. Warum soll ich mir denn mein Schloß nicht bauen?

Plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen, und ich sehe: es ist auf einmal alles anders geworden; der Erfolg hat die Schiffe hinter mir verbrannt! So lange noch die dichten Wolken uns zu Häupten über diesen Bergen hingen, aus denen jederzeit der Blitz des Mißerfolges auf uns niederstürzten konnte, so lange war sich das Herz, wenn auch nur im tiefsten, finsternen Grunde, des einen bewußt: der Möglichkeit des Zurück! So lange hatte ich noch eine Heimat,

weit drüben, auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans; so lange lebt jene alte Welt, die ich vor Jahren verlassen, für mich fort, so lange beherrschten mich ihre Anschauungen und ihre Gesetze. Jetzt aber sinkt sie hinab, unter meinen Horizont, wie die Sonne des vergangenen Tages; alles, was sie mir in der Zeit der frohen, der oft so schweren Jugend gewesen, lebt jetzt nur noch schattenhaft, wie die Erinnerung an eine lange Nacht wirrer Träume, aus der ich zu einer neuen Wirklichkeit erwache. Hier muß ich meine Hütte, mein Leben mir zusammensammern; weiteren Anschauungen, leichteren Gesetzen, stärkeren Möglichkeiten bin ich unterworfen, und in größerer Freiheit kann ich mein Schicksal gestalten! —

Ich spüre etwas von dem Geiste dieses Kontinentes, der den großen Cortez beselte! Auch er ließ Europa hinter sich und die Welt seiner Anschauungen und hat tatkräftig sein neues Schicksal geschaffen; auch er mißte sich und sein Blut mit dem uralten Volke der Neuen Welt; auch ihm — schenkte ein indianisches Weib den Reiz des Lebens voll ein. . .

Warum nicht? Marina, das Kind der Tolteken, würde gar nicht so schlecht in dieses Haus passen, das hoch im totekischen Gebirge aus uraltem Porphyrt, den nur der Tolteke zu weiheln versteht, zusammengefügt ist. Zum mindesten wäre es den Versuch wohl wert! Was uns Europäern fehlt, ist die Ursprünglichkeit, der unmittelbare Zusammenhang mit dem Grunde alles Lebens; wir werden vor der Zeit alt; aber solch ein liebliches Kind der Natur kann dieses an uns ändern, kann uns den Rücken wieder gerade richten, den off die Last der Kultur gekrümmt hat, reicht uns das frische Quellwasser des Berges, nach dem wir dürsten, führt uns zur Kindlichkeit zurück, die wir niemals zuvor besaßen. . .

Einrichten muß man sich in dieser neuen Welt! Ihre Rosen soll man pflanzen — und alles Alte vergessen! Und ein neues Geschlecht muß in diesen Bergen entstehen, den neuen Verhältnissen angepaßt, das Milchvolk natürlicher Ursprünglichkeit und alter geistiger Hochkultur. Dein Roman, Cortez, hat uns den Weg gewiesen; so wie Du muß man kolonisieren, wenn das Werk Bestand haben soll. . .

Vieles bewegte mich auf jenem einsamen Hochplateau. Und es war mir, als sähe ich das Bauwerk meines Lebens fertig, als wölbe sich aus dem wirren Geklüfte dieser Felsen das säulengetragene Dach des stolzen Hauses, hoch wie die sich wiegenden Wipfel der zu meinen Füßen grünenden Bäume. Und mit dem Abendwinde wehte die Ahnung einer neuen, schöneren Zeit auf weichen Fittichen herbei.

(Fortf. folgt.)

Jetzt nur seinen Namen höre, steht mir deutlich sein Bild vor Augen; dann lebe ich gleich wieder in seiner ganzen überwältigenden Pracht, gebende der stillen Winkel an seinen Ufern, vernehme seine Sprache und lebe die Wälder am See und wie die Frauen in ihren bunten Gewändern an den Steintrogen hantieren. Und doch war ich nur zwei Tage dort.

So bin ich auch die Straße am Comosee gewandert, zu welcher Wanderung mich eigentlich der Unterbruch der Bahn zwang. Da machte ich die Bekanntschaft eines italienischen Telegraphenarbeiters, der auch in der Schweiz und in Deutschland gearbeitet. Seine Augen leuchteten, lachten, bligten fest, erzählte er von der deutschen Signorina; er muß sie kennen gelernt haben. Ich aber lernte durch ihn die Bevölkerung am Comosee kennen. Er führte mich in die Dörfer und Häuser, und mit ihm sah ich im Gewölbe einer Osteria am Weinisch. Seitdem kenne ich den Italiener, kenne die plötzlich aufflammende Leidenschaft, das heiße Begehren und Drängen, das oftmals — wenn auch nur für einige Tage — ganz Italien durchzuckt. Ich sah vom Comosee die veränderliche Pracht der Natur, das Leben und Treiben des Volkes und dessen unbeschreibliche Armut, die sie nicht einmal zu drücken scheint. Ebenso habe ich auch den Thüringer Wald genossen und höre noch heute, was seine weiten Buchenalleen rauschen, in stundenlangem Scherzen und Einfühlen manches Bild eines träumerischen Waldes aufgenommen, habe mich von seiner Stimmung umgeben lassen und seinem Flüstern gelauscht.

Das ist ein Stück Poesie des Wanderns. Es muß ein Erleben dabei sein, ein Erleben dessen, was man gesehen. Wer aus Langesweile, Keugier oder Mode wandert, wer da reist, weil der Müll und der Schmutz es tut, und man es doch auch kann, dem wird der geheime Reiz des Wanderns verborhen bleiben, dem wird der eigentliche Genuß fehlen. Die wahre Freundschaft gepflegt sein will, wie man ihr Opfer bringt, sich ihr hingibt, so verlangt auch die Freundschaft mit der Natur ein Sichhingeben, ein mit dem ganzen vollen Gefühl dabei sein. Die tiefe Poesie des Wanderns erfährt man nur, wenn man mit allen Sinnen, mit voller Hingabe dem Neuen und Fremden lauscht, wenn man sich um das Sein und Werden des Erkauften bemüht, es auf sich wirken läßt, es sich zu eigen macht. Dann ist das Tote um und nur scheinbar tot und es ist, als hätte es eine eigene Sprache.

Dazu gehört nicht, daß man den Sternen im Reisehandbuch nachjagt und möglichst alle in der zur Verfügung stehenden Zeit zu erledigen sucht. Wer das tut, wird für alles nur einen flüchtigen Blick haben. Er gewinnt vielleicht einen allgemeinen Eindruck, doch wird es kein bleibender sein; es wird ihm nicht zu eigen. Wer das aber will, muß der geheimen Sprache der Dinge lauschen, das geheime Regen und das oft schier unbegreifliche Warten empfinden, muß sich ganz verlieren in seiner Umgebung, in ihr aufgehen und eins werden mit ihr. Ein solches Einfühlen verlangen aber nicht nur die gewaltigen Wälder, sondern auch die intimen Reize, eine einfache vom Mondlicht überglänzte Schneelandschaft, die blühende Heide oder ein Moor.

Auf das Sehen kommt es an. Das Auge vermittelt uns die Eindrücke. Wer Genuß vom Wandern haben will, wer die Poesie des Wanderns erfassen will, muß mit dem Auge und mit vollem Bewußtsein seine Umwelt aufnehmen, muß dem Auge die Ruhe und Zeit des Schauens lassen. Wir müssen jedoch in vollen Zügen genießen und uns in die Umgebung einstellen. Das aber muß geübt werden. Es gilt nicht, auf schnellstem und kürzestem Wege nach einem berühmten Aussichtspunkt zu gelangen und dabei all das Schöne unbeachtet zu lassen, das auf dem Wege dorthin liegt, das meist eine ganz andere Sprache zu uns redet, eine feinere und innigere, weil die Menge der Gedankenlosen nicht daran zerrt und zehrt, sich dort glücklicherweise nicht breit macht und den Genuß stört. Wer all die kleinen Schönheiten genossen und aufgenommen, dem erst wird das Schöne seiner Gesamtheit recht offenbar werden.

Wir wollen wandern, um zu genießen, unseren Gesichtskreis zu erweitern, Körper und Geist zu versüßigen, zu kräftigen und zu bilden. Wer achlos nur dem gesteckten Ziele zustrebt, wird nur halben Genuß haben und oft enttäuscht sein. Der wirklich Schauende und immer bewußt Genießende wird überall soviel Eindrücke empfangen und Ueberraschungen finden, daß selbst ein Unweg, ein solcher Weg, der ihn verspätet zum eigentlichen Ziel kommen läßt, nicht Reue und Unmut auslösen wird, denn er hat auch auf diesem Wege gelebt und genossen. Bei jeder Art des Wanderns und Reisens gilt ja nicht als Hauptfache, in bestimmter Zeit das gesteckte Ziel zu erreichen oder dort gewesen zu sein, seine Anfahrtskarte geschrieben zu haben, sondern die durchmessene Gegend zu erfassen und aufzunehmen, das geheime und doch offene Leben und Weben, Wachsen und Gedeihen zu empfinden, zu verstehen. Auf das Sehen kommt es an und das Gesehene aufzunehmen, um es jederzeit im Erinnern lebendig werden zu lassen. Wer das kann, hat ein gut Stück Poesie des Wanderns erfährt.

W. in R. d. O. P.

Theater.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. „Arytys-Pyris“, die alte Gelangspöffe von Wilken Justinus, entzückt die Berliner von heute noch fast so, wie jene Generation von Anno dazumal. Sind es auch nur Spiegelungen kleinräumiger Lebenskreise in harmloser Kontraststellung mit Berlin, als es selber noch erst kaum etwas von seiner rapiden Entwicklung zu einer Weltstadt verspürte — goldiger Humor aber leuchtet darin auf, trotz alledem. Und welcher Mensch, mag er sonst der ärgste Wieselpester sein, möchte auf dieses Gesundbad verzichten! Direktor William Löwe hat also gut daran getan, „Arytys-Pyris“ auf den Sommerpielplan zu setzen. Ja, das gutbesetzte Haus scheint anzudeuten, daß die Pöffe ständig ihr dankbares Publikum finden soll. Für eine flotte Aufführung leistet ein anscheinend tüchtiges Künstlerpersonal volle Gewähr.

Kleines Feuilleton.

Wetter, Nerven und — Weltgeschichte.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Regier. in ihrer afrikanischen Heimat körperlich und geistig träge, in Nordamerika tätig und sogar intelligent werden. Während englische Familien, die seit Geschlechtern in tropischen Gegenden leben, sich vor jeder Arbeit brüden und geistig nicht mehr mitrechnen. Was weniger bekannt ist, daß Abstammlinge derartiger Familien die Fähigkeiten ihrer Vorfahren wieder gewinnen, sobald sie sich wieder in gemäßigterem Klima ansiedeln.

Professor Huntington von der Yale-Universität hat nun umfangreiche Beobachtungen über diese Erscheinung gesammelt und überdies in 2500 Familien und 1500 höheren Bildungsanstalten statistische Erhebungen über die Zusammenhänge der Leistungsfähigkeit mit dem Wetter angefertigt. Es hat sich ergeben, daß die Kurve der Leistungsfähigkeit im Januar am niedrigsten läuft, von Anfang Februar bis Mitte Juni ununterbrochen steigt, von Ende Juni bis Ende August auf annähernd der gleichen Höhe bleibt, gegen Ende August von neuem sinkt zu steigen beginnt, um dann von Mitte November ab rasch zu fallen und in den Wintermonaten Dezember und Januar ihren Tiefstand zu erreichen. Diese Kurve gibt nun den Schlüssel zu den eingangs erwähnten Tatsachen. Nicht das Klima an sich, sondern das gleichmäßige Wetter wirkt in geistiger und körperlicher Beziehung erschöpfend. Die menschliche Natur scheint, um sich leistungsfähig zu erhalten, häufige atmosphärische Schwankungen zu brauchen, die den Blutumlauf beschleunigen und die Tätigkeit des Nervensystems erhöhen; Feuchtigkeit und Sonnenschein, Windstille und Sturm müssen einander ablösen, um den Menschen zur Tätigkeit zu veranlassen.

Eine geographische Umföhung bestätigt die Richtigkeit dieser Theorie. Für Kulturzentren gibt es gegenwärtig auf der Erde und alle fünf liegen in Gegenden mit erhöhter klimatischer Energie. Das

erste Zentrum umfaßt eine Zone von ungefähr 2 1/2 Millionen Quadratkilometer; sie erstreckt sich über England, Frankreich, Deutschland, das eigentliche Oesterreich, Norditalien, die baltischen Provinzen, die Schweiz und die Niederlande. Sie stellt alles in allem weniger als 2 Proz. der Erdoberfläche dar, und doch hätte sich die menschliche Kultur nicht anders gestaltet, wäre etwa der Rest des Erdballes vor 17 oder 18 Jahrhunderten abgelehndert worden. Wir hätten zwar dann keine byzantinische Kunst und müßten auf einige technische Erfindungen Nordamerikas verzichten, das Gesamtergebnis hätte sich aber nicht wesentlich verändert. Die zweite Zone kultureller Hochspannung umfaßt den Nordosten der Vereinigten Staaten und die anstehenden südlichen Teile von Kanada, die dritte Japan, die vierte die Küste der Vereinigten Staaten am Stillen Ozean, die fünfte Südaustralien und Neuseeland. Alle vier zusammen bilden weniger als 5 Prozent von der Landmasse der Erdoberfläche und besitzen weniger als 1 Prozent der Bevölkerung. Gemeinsam mit Europa ist ihnen ihr barometrischer Charakter; nirgends ist es sehr lange heiß oder sehr lange kalt, die Temperatur des einen Tages ist von der des folgenden mehr oder weniger verschieden. In allen fünf Zonen mit Ausnahme der kalifornischen Küste sind diese Temperaturschwankungen der Häufigkeit von Winden zuzuschreiben, die hauptsächlich an der Bildung des Wetters teilhaben. In allen anderen Teilen der Erde steht die Kultur auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe und gleichzeitig sind die Temperaturschwankungen sehr gering. In Zentralasien und in Arabien sind zwar Temperaturschwankungen nicht unbekannt, sie treten aber in zu langen Zwischenräumen auf, um auf das Nervensystem der Eingeborenen anzuregen zu wirken.

Dagegen bietet die Urgeschichte des Menschengeschlechtes Tatsachen, die mit der Theorie Huntingtons nicht übereinzustimmen scheinen. Blühte doch in grauer Vorzeit eine hohe Kultur in Indien; ein anderes Kulturzentrum lag in China, ein drittes, noch bedeutenderes, erstreckte sich von Ägypten über Syrien und Phönizien nach Mesopotamien. Die die Geschichte lehrt, verschob sich dieses im Laufe der Zeiten. In Amerika blühte die Kultur an Stellen, die heute meistens nur noch Alphabeten hervorbringt: in Mexiko, in Guatemala, auf Yucatan und in Peru. Die neuesten Versuche gestatten nun die Annahme, daß diese alten Kulturen auf anderen klimatischen Bedingungen beruhen, daß also in Indien und Vorderasien, in Ägypten und im tropischen Amerika dazumal Windströmungen wehten, die seitdem ihren Lauf verschoben haben. Der Grund hieron liegt vielleicht in der Tatsache, daß damals die Perioden der Sonnenflecke, deren Periode heute auf 11 Jahre angenommen wird, in längeren Zeitabständen, etwa von 100 Jahren erschienen.

Neues vom Ozon.

(Ozonisierung flüssigen Sauerstoffs.)

Ozon, diese eigenartige durch ihren scharfen Geruch ausgezeichnete Modifikation des Sauerstoffs, entsteht bekanntlich überall, wo elektrische Entladungen vor sich gehen. Auch die frische Waldluft ist ozonhaltig und zuweilen wird ihre günstige Wirkung auf den Menschen hierauf zurückgeführt. Doch ist eine nützliche Wirkung Wirkung des Ozons auf unseren Organismus zum mindesten zweifelhaft, der eingatmete Sauerstoff wird in den Lungen ozonisiert, jedoch der Körper sich soviel Ozon wie er braucht, stets selbst erzeugt, und das ist mehr, als ihm ohne Schaden direkt zugeführt werden kann. Wenn trotzdem mit Recht die Anwesenheit von Ozon in frischer Waldluft als Zeichen dieser gesundheitsfördernden Wirkung hervorgehoben wird, so wohl vor allem, weil die Anwesenheit von Ozon ein Beweis für die Abwesenheit anderer gesundheitschädlicher Stoffe ist, die vom Ozon angegriffen und zerstört werden.

Im Jahre 1900 wurde von Lenard nachgewiesen, daß Ozon auch bei Bestrahlung des Sauerstoffs mit ultraviolettem Licht entsteht. Man bekommt auf diesem Wege aber nur einen geringen Betrag an Ozon, der freilich erheblich gesteigert werden kann, wenn der verwendete Sauerstoff unter höherem Druck, etwa bis zu 100 Atmosphären gebracht wird. Bedeutend einfacher gestaltet sich das Verfahren aber, wie kürzlich Professor Warburg, der Direktor der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, in der Physikalischen Gesellschaft ausgeführt hat, wenn man die Strahlung auf flüssigen Sauerstoff oder flüssige Luft wirken läßt. Die Flüssigkeit, deren freier Spiegel nicht sehr weit oberhalb des Weges der Strahlen liegen darf, befindet sich in einem Quarzglasrohr; die Ozonisierung des aus ihr aufsteigenden Gases verrät sich durch den Geruch sowie durch die Bläunung von Jodkaliumstärkepapier. Auch in der Flüssigkeit ist nach der Bestrahlung Ozon enthalten, dessen Menge gemessen werden kann, indem man die Flüssigkeit in einen Glasballon gießt und auf ihn ein mit Jodkaliumlösung beschicktes Absorptionsgefäß setzt. Die Lösung wird dann durch das verdampfende hindurchstreichende Gas intensiv gelb gefärbt. Den nach der Verdampfung der Flüssigkeit im Kolben zurückgebliebenen Rest des Ozons bestimmt man durch hineingelegene Jodkaliumlösung. Bei Versuchen mit flüssiger Luft wurde etwas weniger Ozon erhalten als bei Anwendung von flüssigem Sauerstoff.

Auch durch das Spektrum läßt sich der Nachweis führen, daß in der Flüssigkeit Ozon enthalten ist. Gleich nach Beginn der Bestrahlung waren die Partien der Strahlung, die das Ozon absorbiert, noch ganz deutlich vorhanden, aber bereits nach vier Minuten waren sie fast geschwächt und nach weiteren fünf Minuten vollständig ausgelöscht. Allerdings ist dieser Beweis, wie Warburg hervorhebt, nicht absolut sicher, denn nimmt man als primäre Wirkung der Strahlen den Zerfall von Sauerstoffmolekülen in Sauerstoffatome an, so macht der Versuch es allerdings in höchstem Maße wahrscheinlich, daß als sekundäre Wirkung der Bestrahlung bei der Temperatur des flüssigen Sauerstoffs die Verbindung von Sauerstoffmolekülen mit Sauerstoffatomen zu Ozonmolekülen stattfindet. Aber möglich wäre es immerhin, daß die beobachtete Absorption von den freien Sauerstoffatomen herrührt, die vielleicht daselbst Absorptionspektrum besitzen wie die Ozonmoleküle.

Die Uhr als Kompaß.

Die Magnetnadel, die schon vor mehr als 600 Jahren von den Chinesen zur Orientierung benutzt wurde und von dort nach dem Abendland gekommen sein soll, ist auch heute noch der beste Wegweiser, wenn andere Orientierungsmittel fehlen. Hat man aber keine Magnetnadel zur Hand — und dem modernen Stadtmenschen passiert das auf einsamen Spaziergängen im Wald und Feld sehr häufig —, so kann die Taschenuhr, wie keineswegs ganz allgemein bekannt ist, einen recht guten Ersatz für den Kompaß bieten. Man weiß ja, daß die Sonne zu Mittag im Süden steht, daß also der Schatten um die Mittagszeit genau nach Norden fällt. Der kleine Zeiger der Uhr, der sogenannte Stundenzeiger, steht dann genau auf 12, und stellt man ihn in die Richtung des Schattens, so hat man in der Verbindungslinie von 6 zu 12, wie bei der Magnetnadel die Süd-Nordrichtung. Das gilt aber nur für die genaue Mittagszeit, also um 12 Uhr. Die Sonne und mit ihr der Schatten wandern wie der Uhrzeiger im Kreise herum, aber nicht mit seiner Geschwindigkeit. Dieser legt ja den ganzen Kreis in zwölf Stunden zurück, während die Sonne und der Schatten in dieser Zeit nur einen Halbkreis durchschreiten. Der Uhrzeiger läuft also gerade doppelt so schnell wie der Schatten. Würde also die Linie 6—12 ihre Richtung von Süden nach Norden bewahren, so würde der Stundenzeiger sich von dieser Richtung doppelt so weit entfernt haben wie der Schatten, das heißt der Schatten halbiert gerade den Winkel, den der Stundenzeiger mit der Linie 6—12 der Nord-Südrichtung bildet. Dreht man nun die Uhr so weit, daß der Stundenzeiger in die Schattenrichtung fällt, so wird auch die Linie 6—12 von der Nord-Südrichtung um den gleichen Betrag, aber in entgegengesetzter Richtung wie der Schatten fortgedreht und man erkennt ohne weiteres, daß die Nord-Südrichtung den vom Stundenzeiger und der Richtung 6—12 gebildeten Winkel halbiert. Demnach ergibt sich die einfache Regel: Man halte den Stundenzeiger in der Richtung des Schattens und halbiere den von ihm mit der Linie 6—12 gebildeten Winkel, so erhält man die Nord-Südrichtung.

Neuentdeckte Gräber aus der Bronzezeit in Norwegen.

In der bekannten norwegischen, am Südbende des Nöien-See gelegenen Stadt Eidsvoll war es schon seit längerer Zeit bekannt, daß sich in der Nähe des Hofes Krilseth an der Ostseite des Vornen-Flusses größere und kleinere Steinbauten befinden, die man als Lebersteine alter Landburgen anah. Die Sage hatte sich dieser Steinbauten bemächtigt; es sollte da allerlei Spuk und Koboldwesen zu Hause sein und ältere Leute erinnern sich noch, daß es ihnen in ihrer Kinderzeit verboten war, in der Gegend dieser geheimnisvollen Male zu spielen. Nun hat der norwegische Altertumsforscher Prof. Dr. Jørgen Nielsen im Sommer 1914 eine Besichtigung der Steinmale vorgenommen, als deren Ergebnis er feststellen konnte, daß es sich um Grabstätten aus der Bronzezeit handelte. Neuentdeckt ist eine nähere Untersuchung und eine fotografische Aufnahme der Gräber vorgenommen worden. Während bekanntermäßen fast alle Gräber aus der Bronzezeit sonst ausgeraubt sind, hat es den Anschein, als ob eine oder zwei dieser Grabstätten von Krilseth völlig unberührt geblieben sind. In den anderen scheint freilich mehr oder weniger geräubert worden zu sein. Die kleinen Grabkammern sind deutlich zu erkennen, besonders das eine Grab zeichnet sich durch Wände aus, die äußerst sorgfältig mit flachen Steinen belegt sind, so daß es kein moderner Maurermeister besser machen könnte.

Es sieht nun zu erwarten, daß diese interessanten Denkmäler der Vergangenheit demnächt einer weiteren genauen Untersuchung unterworfen werden.

Notizen.

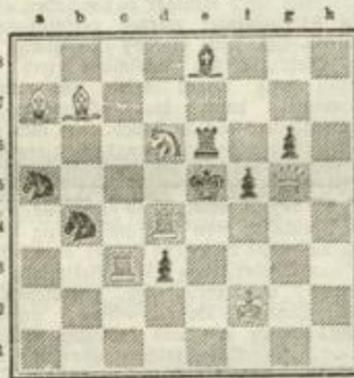
— Die Kathedrale von Reims vor der Verhinderung. In Paris ist eine Ausstellung, die ausschließlich die Kathedrale von Reims zum Gegenstand hat, eröffnet worden. Einen Teil dieser Ausstellung bilden alte Stiche, Steinbrüche, Zeichnungen, Baupläne, ferner einige Studien für die Wiederherstellung der Kirchenfenster. Am bedeutendsten aber ist der Teil der Ausstellung, welcher Vergrößerungen von Photographien aller Bildwerke, Ornamente und symbolischen Figuren der Kathedrale vorführt. Alle diese Photographien sind das Werk des Bildhauers Doucet, der seit zwanzig Jahren als Konservator der berühmten Kirche wirkt.

— Eine Monumentalausgabe der Werke Dantes. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges ist in Italien durch Gesetz die Summe von 180 000 Lire bewilligt worden, die als Staatsbeitrag für die Verarbeiten und die Herausgabe einer kritischen Ausgabe der Werke Dantes dienen soll, die von der italienischen Dante-Gesellschaft angeregt wurde und von dieser auch besorgt werden wird.

— Eine Björnson-Statue in Bergen. Der deutsche Konul Mohr in Bergen macht nach der „Voss. Ztg.“ dieser Stadt ein äußerst wertvolles Geschenk, indem er durch den Bildhauer Gustav Wigeland in Kristiania eine Björnson-Statue herstellen läßt, die in Bronze gegossen werden soll.

Schach.

G. Slater.



2. ♔ (g9-g7) 1

Das obige Problem, das übrigens seinerzeit durch einen ersten Preis gekrönt wurde, bildet ein Beispiel der Problemsorte, bei welcher die Punkte im wesentlichen insofern in der Verteidigung liegt, als Weiß die versteckten Verteidigungsressourcen des Gegners zu erraten hat, um Scheinlösungen zu vermeiden. Im obigen Diagramm empfehlen wir den Löser, sich z. V. darüber Rechenschaft abzulegen, warum Tc8—a8 keine Lösung sei?

Zentrungambit.

Aus dem Gambitturnier von Baden bei Wien.

Nyholm.	C. Schlochter.
1. e2—e4	e7—e5
2. d2—d4	e5×d4
3. e2—e3	d4—d3

Was! zwei Tempi weg. Richtig ist entweder d7—d5, wenn Schwarz seinen Angriff anhalten will; oder 3. ... d6; 4. Lc4 (Nordisches Gambit) 4. ... c5; 5. Lxg7; 6. ... Sg4; 7. h3, Sg3; 8. Lxg7, KxL; 9. Df3, Kg5; 10. D×S, d5; 11. e×d6, D×d3; 12. Sg2, Sg3; c. mit Behauptung des Gambitbaucens.

4. Lf1×d3	Lf8—c5
5. Sg1—f3	d7—d6
6. Dd1—c2	
Etwas gestärkt. (0—0)	
7. Sd1—d2	a7—a6
Wahrscheinlich um b2—b4—b5 zu vermeiden. (Sf3)	
8. Sd2—b3	Le5—f7
9. Sd3—d4	Sg8—f6
10. Le1—g5	h7—h6
11. Lg5—h4	Le8—g4 (Ld7)
12. Sd4×c6	b7×c6
13. 0—0	Dd8—e7

Zu beachten war De8. Auf 13. ... 0-0 könnte folgen: 14. e5, g5; 15. S×g5, L×T; 16. T×L, Sd5; 17. Lh7, Kh8; 18. Lg5; c.

Um Df5 zu verhindern.	22. ... Tf8—e8
23. Td6×c6	...
Nunmehr sollte man glauben, daß mit zwei Bauern mehr bei guter Stellung der schwedische Reiter doch wenigstens nicht verlieren kann! Aber selbst im Schach lassen sich Glück und Pech nicht vermeiden.	
24. Tc6—c7??	De8—d8
Das „Pech“ drückt sich im Schach meistens darin aus, daß man, sich in Sicherheit wähnend, die Gegenstände des Gegners nicht beachtet, die man sofort bemerkt hätte, wenn man sich nur gefragt hätte: „was hätte ich nun an seiner Stelle gemacht?“ Diesfalls konnte Weiß mit Td6! leicht den Generalaustausch herbeiführen. Auch Dd1 war lächer. Schon 24. T×L, Dd3; 25. T×T verlor nicht. (24.T×f7 Dd3; 25. T×g7) c. gewann elegant)	
24. ...	Te8×e7
25. Tc7×e7	g7—g5
26. Tc7—d7	Dd8—f6
27. Sf3×g5?	...
Noch immer war in 27. Dd1, g×h4; 28. Dd5; c. eine Chance vorhanden.	
27. ...	h6×g5
28. Lh4—g3	La7×f2
29. Lg3×f2	Df6×f2
30. Td7—e7	Df2—f1?
31. Da4—d1	Df2—f4?
32. Dd1—d2	Df4×g4
33. Dd2—b3	Dg4—f5
34. Ke1—b2	a6—a5
35. Dd2—e3	a5—a4
36. Te7—e8?	Ta5×e8
37. Dc8×e8?	Kg8—g7
38. Dc8×a4	Df5—c2?
39. Kb2—a3	Dc2×c3
40. Da4—b5	Dc3—e3
41. Ka3—b4	De3—d2?
42. Kb4—a3	Lh7—b1
43. Dd5—e6?	Kg7—h7

Aufgegeben.